



wort konzederien: Die einen sehen sich eher "den Arbeiten zum Aufbau der sozialen Welt von Alfred Schütz" (S.21) verpflichtet, die anderen eher "der Subjekt- und Gesellschaftstheorie von George Herbert Mead" (S.21). In der Methodologie lehnen sich die einen eher an die Ethnomethodologie an, die anderen eher an die Rekonstruktionslogik bzw. die strukturelle Hermeutik à la U. Oevermann.

Um Verstehen von Rezeptionserfahrungen und -deutungen vorzugsweise von Kindern (Jugendliche werden nur in einem Beitrag von S. Aufenanger angesprochen) kreisen letztlich alle Arbeiten, nur die Freiburger lehnen diesen Terminus in ihrem theoretischen Statement explizit, aber nicht ganz einsichtig ab und wollen ihn durch den der Rekonstruktion ersetzen. Daß die nicht ohne Verstehen gelingen kann, versteht sich eigentlich von selbst - und die Freiburger verfahren auch danach in ihren Fallstudien. Bleibt im Grunde 'nur' der Unterschied, ob man menschliches Verhalten als vorrangig bzw. gänzlich regelgeleitetes versteht, das in den soziologisch erzeugten 'Texten' als solches rekonstruiert werden kann, oder eher bzw. auch als kontingentes, akzidentielles. Da wird noch länger und gründlicher darüber nachzudenken und zu diskutieren sein.

Eher theoretisch sind die meisten Beiträge ohnehin ausgerichtet; die Fallbeispiele dienen eher als Belege denn als autonome, explorativ aufzuschließende Wirklichkeiten. Dieses Testat gilt besonders für den dritten einleitenden Beitrag des Oldenburger Soziologen S. Müller-Dohm, der über den Rahmen des Buchtitels weit hinausgeht. Er versucht, generell zu begründen, warum Medienforschung künftig als Kultursoziologie, als Erkundung kollektiver Symbole, betrieben werden sollte und welche kategorialen und methodischen Ansätze dafür geeignet sind: "Konstellation" schlägt er als vielversprechende Kategorie dafür vor (vgl. S.96ff.).

Unter der Überschrift "Projekte und Untersuchungen" stellt B. Bachmair zunächst sein schon mehrfach publiziertes Konzept über Rolle und Bedeutung von Fernseherlebnissen und -symbolen für das Handeln und Selbstverständnis von Kindern im Grundschulalter dar. Zusammen mit seinen MitarbeiterInnen beschreibt er sodann Inszenierungsversuche eines türkischen Mädchens in der Peergroup, die sich dazu medialer Vorbilder und Metaphern bedienen.

Wie ein fünfjähriger Junge seine Ängste mittels Rollenprojektionen bei *Pumuckl* in den Griff zu bekommen sucht, haben M. Charlton und K. Neumann schon in ihrem Buch *Medienkonsum und Lebensbewältigung in der Familie* (München, Weinheim 1986) geschildert. Nun ist der Junge sechs Jahre alt und kann den Geschichten schon recht distanziert folgen, aber mit der "Kontrolle seiner Impulse" (S.187) hat er noch reichlich zu tun - ein bewegendes Beispiel für eine langwierige und sensible

Falluntersuchung, wie sie sonst in der Medienforschung nicht vorkommt und der man eine noch anschaulichere Sprache wünschen darf.

Über Jugend- und Kindermedienszenen, die Computerabteilungen in Kaufhäusern und die Arenen für die BMX-Räder hat H. Hengst schon anderswo berichtet. Er rekapituliert hier seine Eindrücke unter methodologischen Gesichtspunkten, ohne daß jedoch die Anlage seiner Untersuchungen völlig deutlich werden.

Welche Empfindungen und Projektionen ein Neunzehnjähriger mit Horrorfilmen wie dem (verbotenen) *Tanz der Teufel I* verbindet, rekonstruiert S. Aufenanger in der folgenden Falldarstellung sehr eingehend. Er sieht die mehrfache Faszination im wesentlichen durch die ungeklärte, belastende Beziehungen zu Frauen motiviert. Allerdings kann man sich auch fragen, zumal angesichts der besonders in Betracht gezogenen Szenen, ob eine solche Rekonstruktion ohne Rückgriff auf psychoanalytische Interpretamente auskommen kann; aber gewiß wäre damit die Kompetenz vieler Medienforscher überschritten.

Zuschauerbriefe von Kindern untersuchen ferner M. Charlton u. a. Sie erkennen darin für die Schreiber fraglos wichtige Instrumente der Rückmeldung, Angebote sog. parasozialer Dialoge, an die Produzenten, aber auch aussagekräftige Rezeptionsprotokolle. Einen Brief an den Puppenmoderator "Spencer" zerlegen und deuten sie nach allen Regeln der Kunst. Sie können damit zeigen, wie ein Kind seine Fernseherlebnisse mit einer "Mischung aus animistischen und realistischen Denk- und Handlungskategorien" (S.262) bearbeitet. Leider wissen sie nichts über den Verfasser, der Text wird so zur ausschließlichen, objektiven Interpretationsfolie. Aus methodologischer Sicht wird man wiederum darüber streiten dürfen, ob er für alle Aussagen hinreichend ist. Aus sprachwissenschaftlicher Sicht würde man dabei außerdem die Einbeziehung sozialer und psychischer Kontextbedingungen und vor allem von Spezifika des Schreibprozesses, die bei einem schreibenlernenden Kind sicher noch von eigenem Gewicht sind, nicht ignorieren wollen.

Schließlich stellt J.-U. Rogge sein Konzept einer medienerzieherischen Elternbildung als "lebensnahe Sozialisationshilfe" (S.270ff.) vor. Er plädiert für die Stärkung der Selbständigkeit und Eigenverantwortlichkeit der Ratsuchenden, für die beratende Arbeit am konkreten Fall. Leider exemplifiziert er seine einsichtigen Postulate nicht an konkreten Beispielen, so daß man hätte nachvollziehen können, wie solch "kasuistische Argumentation und fallbezogene Interpretation" (S.273) in der Praxis vor sich geht. Schwierigkeiten bereiten ja dabei nicht die Klienten, die schon einen gewissen Grad von Reflexions- und Artikulationsfähigkeit aufweisen, sondern just die anderen. Ob sie überhaupt den Weg zu dieser Beratung finden, bleibt unerörtert.

So sei am Ende das Fazit gewagt: Trotz mancher Anregung und konstruktiven Herausforderung ist das Projekt qualitativer oder interpretativer Medienforschung längst noch nicht weit genug getrieben, entsprechend auch nicht erschöpfend dargestellt. Auf weitere Bilanzen, vor allem auf weitere Vorhaben und Befunde darf man gespannt sein, nicht erst nach weiteren zehn Jahren.

Hans-Dieter Kübler (Hamburg)